

WALD ALS QUALITÄT FÜR STADT: IDEEN UND EXPERIMENTE

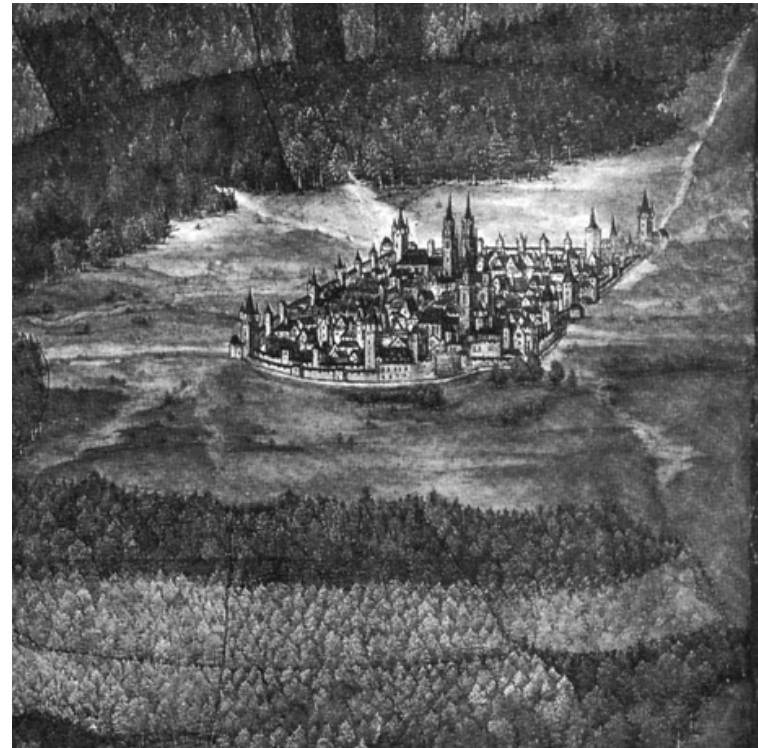
(F. Lohrberg. Veröffentlichung in Machule & Usadel (Hrsg.): Grün-Natur und Stadt-Struktur: Entwicklungsstrategien bei der Planung und Gestaltung von städtischen Freiräumen. Frankfurt 2011)

Stadt und Wald – diese Begriffe kennzeichnen zwei Sphären, die auf den ersten Blick kaum unterschiedlicher erscheinen könnten. Hier das steinerne Artefakt, das von Menschenhand geschaffene Gebilde aus Häusern, Straßen und Plätzen. Dort der vermeintliche Naturraum mit seinem kaum zu durchdringenden Geflecht aus Stämmen, Zweigen und Blättern, seiner Vielfalt an Formen und Arten und seinen jahreszeitlichen so unterschiedlichen Aspekten.

Ein kurzer Blick in die Entwicklungsgeschichte der europäischen Stadt zeigt allerdings, dass Wald und Stadt sich nicht nur gegenüberstanden, sondern in zunehmendem Maße annäher-ten. Im Zuge dieser Berührungen und Überlagerungen veränderte sich auch der Blick auf den Wald in der Stadt – ein Prozess der keineswegs abgeschlossen ist. Gerade heute, wo der Stadt eine postmoderne und postfossile Zukunft gegenübersteht, stellt sich die Frage, wie wir den Wald sehen und wie er die urbane Kultur bereichern kann.

Eine kurze Geschichte von Stadt und Wald

Am Anfang stand der Gegensatz. Die frühen europäischen Siedlungen mussten dem Wald mühsam abgerungen werden. Vor dem Urbanen stand das „Urbar-Machen“, das Roden des Waldes und Einebnen des Bodens. Die mittelalterliche Stadt umgab sich nicht nur mit Mauern, sondern auch mit einem offenen, landwirtschaftlich genutzten Umland. Die Äcker und Wiesen waren notwendig, um die Stadt zu versorgen. Das Agrarland drängte den Wald noch weiter zurück, nahm ihn aus dem Blickfeld der Stadtbewohner. Während sich innerhalb der Stadtmauern eine urbane Kultur entwickelte, wurde der Wald zum Inbegriff fremder und bedrohlicher Wildnis: ein dunkler Ort, den man besser mied und wilden Tieren, Holzfällern und Köhlern überlies.



Nürnberg 1516 (aus Benevolo: Die Geschichte der Stadt, S. 455)

Erst im Zuge der Industriellen Revolution ändert sich der Blick der Städter auf den Wald. Im 18. und 19. Jahrhundert wuchsen die europäischen Städte enorm. Sie weiteten sich in ihr agrarisches Umland aus und kamen dem Wald so wieder näher. Zunächst erreichte die Bebauung Wälder wie den Bois de Bologne in Paris oder den Tiergarten in Berlin, die sich als herrschaftliche Jagdwälder gegenüber dem Ackerbau hatten behaupten können. Die Wälder wurden schrittweise von der Bebauung eingeschlossen und auf diesem Wege Teil der städtischen Kultur. Das Bürgertum entdeckte den Wald als Ausflugsort und Sommerfrische. Die zeitgenössischen Maler hielten einen lichten, freundlichen Wald fest, der wie ein Quartier genutzt wurde: breite Straßen und Gehwege durchziehen den Wald, man reitet aus, flaniert, kehrt ein. Im Bois de Bologne entsteht ein neuer Typus von Freiraum, der Stadtwald. In ihm durchdringt städtisches Leben erstmals den Wald.



Bois de Boulogne, Georges Stein

Wien erkannte als eine der ersten europäischen Metropolen, dass Stadtwälder nicht nur zur Erholung und Freizeitgestaltung dienen, sondern auch zur Steuerung des Stadtwachstums. Die Stadt wies Ende des 19. Jahrhunderts einen „Wald- und Wiesengürtel“ aus, der die Metropole ausgehend vom Wienerwald im Nordwesten der Kernstadt in weitem Bogen bis zur Donau umspannen und weitere unkontrollierte Bebauung verhindern sollte. In einer „Internati-

onalen Städtebau-Ausstellung“ wurde dieses Projekt nach Mitteleuropa getragen und fand vielerorts Nachahmung, am eindrucksvollsten vielleicht in Köln. Hier fügten der damalige Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer und sein Stadtplaner Fritz Schumacher dem „Inneren Grüngürtel“, der auf den alten Festungsanlagen entstanden war, einen „Äußeren Grüngürtel“ hinzu, der als Waldband (400 der 800 ha Grüngürtel bestehen aus Wald) von nun an die Stadt schützend auf ihrer linksrheinischen Seite umgab.

Aus dem dunklen, fremden, bedrohlichen und kaum enden wollenden Wald des Mittelalters war in der Perspektive der Stadtbewohner ein schützender, bereichernder Stadtwald geworden, parkartig erschlossen, mit Anfang und Ende, schön und licht.

Die Suburbanisierung hat seit den 1950er Jahren zu einem noch weiteren Ausgreifen städtischer Strukturen ins Umland geführt. Weitere Waldflächen wurden inkorporiert, die allerdings nur selten aufwändig erschlossen und gestaltet wurden. Vielerorts blieb es bei einem Nebeneinander: hier die suburbane Siedlung, dort das Waldstück. Mitunter zeugen Trimm-Dich-Strecken, Lehrpfade oder Grillhütten von städtischen Nutzungen, der Wald bleibt aber vor allem der forstlichen Nutzung überlassen.

Im Zuge der Suburbanisierung entstanden aber auch neue Waldformen. So folgen lange Gehölzgürtel den Autobahnen und Schienen und vielerorts sind scheinbar zufällig kleine Waldparzellen entstanden, sei es durch Aufforstungsprämien für die Landwirtschaft oder im Zuge von Ausgleichs- oder Klimaschutzmaßnahmen. Diese Waldformen entstammen zumeist sektoraler Planung. Sie dienen dem Lärmschutz, dem naturschutzrechtlichen Ausgleich oder anderen monofunktionalen Zwecken. Besondere Walderlebnisse findet man hier in der Regel nicht.

Seit mittlerweile 2 Jahrzehnten führt allerdings ein weiterer Stadtentwicklungsprozess, die Deurbanisierung, zu interessanten, neuen Überlagerungen von Wald und Stadt. Insbesondere in ehemals von der Schwerindustrie geprägten Stadtregionen wie im Ruhrgebiet, Saarland oder in Ostdeutschland führen Abwanderung und demographischer Wandel einerseits, Strukturschwächen der Wirtschaft andererseits zu einem Rückzug von Nutzungen aus der Fläche. Wo Plattenbauten und Garagenhöfe abgerissen werden, wo Industriegelände, Umschlagplätze oder Kleingärten brach fallen, wächst sukzessive neuer Wald auf. Nach einer, historisch betrachtet, langen Phase kontinuierlichen Stadtwachstums führen die Bilder, die der zurückkehrende Wald mit sich bringt, zwangsläufig zu Irritationen (Giseke & Spiegel 2007). Wo Stadt weicht, wie kann da Wald urbane Qualität entfalten?

Stadt und Wald heute

Die Frage, welche Qualität Wald für die Stadt haben kann, richtet sich vor allem an die Stadtplanung. Sie blickt über das einzelne Gebäude hinaus auf den gesamten Stadtkörper und müsste leicht das urbane Potential des Waldes erfassen und nutzen können. Und in der Tat kennt jede Stadtverwaltung ihre Waldflächen und weiß um deren Wert für Stadtgliederung, Erholung, Artenschutz und Kaltluftproduktion. Wald genießt hohes Ansehen, verkörpert er doch viel stärker als Äcker oder Wiesen das, was man sich als „Natur“ vorstellt. Wächst die Stadt, dann geschieht dies zumeist auf Kosten von Agrarflächen, Eingriffe in den Wald scheut man. So ist der Wald zumeist gut gesichert und der Waldanteil deutscher Städte relativ konstant, nicht selten sogar steigend.

Die Tatsache, dass die Wohlfahrtswirkungen des Waldes erkannt wurden hat dazu geführt, dass Wald geschützt, mitunter auch gezielt vermehrt wird. Gleichwohl bleibt der Blick der Planung zumeist „quantitativ“, also auf die Fläche fixiert und damit in gewisser Weise distanziert und abstrakt. So wird der Erfolg im Umgang mit Wald in Flächengewinnen gemessen, ohne zu besorgen, wie die vermehrten Wälder denn aussehen sollen. Hier reicht zumeist die Zielvorstellung „naturnaher Laubwald“ aus, auf die man sich gemeinsam mit der Forstwirtschaft geeinigt hat.

Nur selten gelingt es allerdings, in die bestehenden und kommenden Wälder hineinzublicken, ihre Bilder und Nutzungen zu reflektieren und so ihr ästhetisches und soziales Potential zu entdecken. Es mangelt der Stadtplanung und mit ihr der Forstwirtschaft vielerorts an einem qualitativ-strategischen Umgang mit Wald. Wie dieser aussehen kann, soll im Folgenden an einigen Beispielen ausgeführt werden.

Urbane Wälder in Leipzig

Die Stadt Leipzig hat seit der Wende mit einem Bevölkerungsrückgang durch Wegzug und eine nachholende Suburbanisierung zu kämpfen. An vielen Stellen entstehen „Löcher im Stadtgewebe“ (Nagel 2007), die durch Abriss, Brache und fehlende Nutzungen gekennzeichnet sind. Schon früh hat man sich daher mit den Möglichkeiten auseinandergesetzt, durch neue Freiräume das städtische Gefüge intakt zu halten. Mit Unterstützung des Bundes wurde im Rahmen eines Erprobungs- und Entwicklungsvorhabens ein Konzept erstellt, neue „Urbane

Wälder“ zu begründen, die die Kompaktheit der Stadt gewährleisten sollen (Burckhardt et al. 2008).

Der Urbane Wald Leipzigs zielt zunächst auf die bekannten Wohlfahrtswirkungen für Klimaschutz, Erholungsvorsorge und Naturschutz. Er verspricht aber mehr, will er doch dem Raum einen öffentlichen und vitalen Charakter verleihen, ohne dass dafür auf teure, intensiv gepflegte Grünflächen zurückgegriffen werden muss. Der Urbane Wald fordert aber auch. Nach Erkenntnis der Stadt Leipzig bedürfen „Urbane Wälder - im Gegensatz zu Wäldern in der freien Landschaft - bei der Planung, Gestaltung und Unterhaltung einer engen Zusammenarbeit zwischen Stadtplanung, Landschaftsarchitektur und Forstwirtschaft, um den hohen Anforderungen an Ästhetik, Akzeptanz, Nutzbarkeit und Wirtschaftlichkeit in der Stadt gerecht zu werden.“ (ebd., S. 198). Je nach städtebaulichem Umfeld, Eigentumsverhältnissen und Anforderungen müssen unterschiedliche Waldbilder aufgebaut werden, das Entwicklungsziel „naturnaher Laubwald“ genügt den Anforderungen bei weitem nicht. So reicht das Spektrum Urbane Wälder, das in Leipzig schrittweise realisiert wird von „Niederwald“ über „hohe, einschichtige, lichte Parkwälder“ bis zu „mehrschichtigen, dichten Naturwald mit und ohne Strauchgürtel“. (ebd.)

Die Stadt Leipzig ist sich bewusst, dass der Urbane Wald nicht automatisch akzeptiert wird. Zunächst muss ein Grundstock an Infrastruktur, Pflege und Sicherheit gewährleistet sein. Die Bewohner werden darüber hinaus durch einen intensiven Diskussions- und Informationsprozess an der Planung und Umsetzung beteiligt. Zudem wird wissenschaftlich untersucht, ob und auf welche Weise Akzeptanz für den neuen Wald hergestellt werden kann.

Urbane Waldnutzung im Ruhrgebiet

Auch im Ruhrgebiet hat die Schrumpfung von Bevölkerung und flächenintensiver Industrieproduktion die Frage der Nachnutzung und des „In-Kultur-Haltens“ von Brachen aufgeworfen. Hier verfügt man mit dem „Industriewald“ schon seit den 1990er Jahren über Erfahrungen im Umgang mit dem zurückkehrenden Wald. Als Industriewälder werden brachliegende Industrieflächen bezeichnet, die sich sukzessive bewalden und unter der Obhut des Landesbetriebes Wald und Holz für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Es ist ein großes Verdienst der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park, diese spontan entstehenden Wälder aus Birken, Salweiden oder Robinien als ökologische wie auch als ästhetische Bereicherung entdeckt zu haben. Biologen haben die Artenvielfalt des Industriewaldes erforscht, Künstler

wie Hermann Prigann haben durch Skulpturen und Installationen die Schönheit dieses neuen Waldes entfaltet.

Gleichwohl wird der Industriewald heute programmatisch weiterentwickelt. Wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, dass die Beziehungen zwischen Wald und umliegenden Quartieren gestärkt werden müssen. So anerkennt der Industriewald im internationalen Fachdiskurs ist, so schwierig ist es mitunter, die angrenzenden Nachbarschaften für den Wald zu gewinnen. Die neue „Wildnis“ wird nicht automatisch akzeptiert. Wo Zechen und Fabriken schließen und Nachbarn wegziehen wird der neue Wald eher als Ausdruck eines allgemeinen Niedergangs empfunden, nicht als Bereicherung. Im Ruhrgebiet reagiert man nun auf zweierlei Wegen: Zum einen wird der Industriewald intensiv kommuniziert. Der Landesbetrieb bietet Führungen an und lädt Schulklassen und Kindergärten ein, um bereits Kinder für die Qualitäten des Waldes zu begeistern. Und die Förster tolerieren zunehmend, wenn sich Jugendliche den Wald aneignen, ihn als Spielwiese betrachten und dort bspw. lagern oder cross biken. Man entdeckt den Industriewald als Ort von gesellschaftlicher Teilhabe und sozialer Integration – Potentiale, die gerade in den sozial benachteiligten Quartieren des Ruhrgebietes nicht durch einseitige Anforderungen von Naturschutz oder Waldbau beschnitten werden sollten.

Zum anderen will man herausfinden, ob die Brachen durch neuartige Waldnutzungen kostengünstig unterhalten, aber eben auch reurbanisiert und damit für höherwertige Folgenutzungen attraktiver gemacht werden können (Lohrberg 2004). Um diesen Fragen nachzugehen startete 2005 die „Plattform Urbane Waldnutzung“, ein Netzwerk der Waldakteure des Ruhrgebietes, das im neu gegründeten Regionalforstamt Ruhrgebiet angesiedelt ist. Die Plattform holt externes Knowhow ins Ruhrgebiet, veranstaltet jährliche Informationstreffen und berät Kommunen und Flächeneigner dahingehend, wie Wald und Stadt zusammengebracht werden können.

Ein erstes von der Plattform begleitetes Projekt entsteht derzeit auf dem Gelände der ehemaligen Zeche Hugo in Gelsenkirchen. Die RAG Immobilien GmbH legt dort einen 20 ha großen „Biomassepark“ an. Darin werden Weiden und Pappeln im Kurzumtrieb alle 3-5 Jahre beerntet, um Hackschnitzel zur energetischen Nutzung zu gewinnen. Mit dem Energiewald entsteht ein neuer Typus städtischen Grüns, dessen Qualitäten für die Stadt erst noch zum Ausdruck gebracht werden müssen. Im Vordergrund stehen nicht hohe Erträge, sondern die kulturelle Bedeutung der forstlichen Nutzung. Wo Energiewälder beerntet, Sichtschneisen freigehalten und Wege unterhalten werden, signalisiert der Freiraum öffentliches Territorium und ökonomische Vitalität.

In diesem Sinne wird der Biomassepark als ein öffentlicher Freiraum gestaltet, der durch Rad- und Fußwege eng mit den angrenzenden Quartieren verknüpft ist. Blühstreifen werden die Wege auf. In der Mitte der Anlage soll ein Platz als Treffpunkt und Eingang zu einem Info-Pfad dienen, der Besucher ins Innere der Plantage führt. Am Platz soll zudem eine „Angebotsfläche“ für Schulklassen eingerichtet werden: ein Stück Energiewald zum Anfassen und Selbstgestalten.

Urwald vor den Toren der Stadt - Saarkohlenwald

Wird im Ruhrgebiet Waldwildnis gezielt kommuniziert oder aber bewusst vermieden, so schlägt man im Raum Saarbrücken einen weiteren Weg ein: Der wilde Wald wird landschaftsarchitektonisch inszeniert. Im Rahmen des Regionalparks Saar wurde nördlich von Saarbrücken in einem alten Bergbaugebiet ein „Urwald vor den Toren der Stadt“ ausgewiesen: ein 1.000 ha großer Wald, der weder genutzt, noch vor Kalamitäten bewahrt wird. Sturm und Feuer, Fraß und Samenflug werden sukzessive aus dem geordneten Nutzwald einen Urwald aus 2. Hand machen, in dem umgestürzte Bäume belassen, Schilder abgebaut und Wege aufgegeben werden.

Um den Urwald der Bevölkerung zu vermitteln, setzt man neben Führungen und Veranstaltungen auf eine besondere räumliche Konfiguration. Ein altes Forsthaus wurde zum Urwald-Zentrum ausgebaut, um dem neuen Wald eine Mitte und Adresse zu geben. Der Urwald wurde zudem in Mitten einer Kette alter Abraumhalden ausgewiesen, die durch Treppen und Plateaus als besondere Punkte gestaltet wurden. Von den Halden hat man spektakuläre Aussichten auf den Ballungsraum und den neuen Urwald. Seine Lage und Ausdehnung werden deutlich, seine Idee vermittelt sich hier fast von alleine.

Der Titel des Projektes, „Urwald vor den Toren der Stadt“ bemüht zwar den eingangs dargestellten mittelalterlichen Gegensatz von Stadt und Wald. Gleichwohl sind sich die Akteure bewusst, dass der Urwald kein Renaturierungsprojekt ist, kein reines Naturschutzprojekt, sondern eine weitere Überlagerung von Wald und Stadt, diesmal im regionalen Maßstab. Der Urwald ist Zielobjekt urbaner Erlebniswünsche und damit Ausdruck einer bestimmten Stadtkultur (vgl. Ministerium für Umwelt des Saarlandes 2006). Es ist der Städter, der sich eine Waldlandschaft wünscht, die durch ihre Wildnis im größtmöglichen Kontrast zu seinem durch und durch geregelten Alltagsumfeld liegt. Ein Urwald kann das bieten.

Suburbaner Bördewald in Köln

Die vorangegangenen Beispiele zeigen Waldentwicklung in strukturschwachen, teils schrumpfenden Städten. Offensichtlich schärft das Zurückweichen der Stadt den Blick für die Optionen des Waldes. Doch auch in dynamischen Regionen lohnt ein qualitativ-strategischer Umgang mit dem Wald, wie das Projekt des Suburbanen Bördewaldes Köln zeigt. Ausgangspunkt der stadtplanerischen Überlegungen war die Frage, ob ein fragmentierter, von Autobahnen und Schienensträngen zerschnittener Raum westlich von Köln durch neuen Wald an Qualität gewinnen kann. Wie eingangs für den suburbanen Raum im Allgemeinen dargelegt, mangelt es auch hier den Waldstrukturen an Identität und Zusammenhang. Zudem erschweren hohe Bodenpreise das Anlegen neuer Waldflächen, ein Unterfangen, was angesichts der sehr fruchtbaren Bördedöden ohnehin fragwürdig ist. Die Stadt Köln ließ daher im Rahmen der Regionale Köln/Bonn 2010 und dessen Masterplan :grün (Regionale 2010 Agentur, 2007) in Zusammenarbeit mit der Stiftung Lebendige Stadt ein Konzept erarbeiten, das neben klassischen Waldflächen auch mit Gehölzstrukturen wie Alleen und Hainen arbeitet und diese Elemente zu einer „Waldbrücke“ zusammenfügt, die einmal die Börde vom Äußeren Grüngürtel Kölns im Osten bis zu den Rekultivierungswäldern der Ville im Westen überspannen soll. Die Waldbrücke ist bei weitem kein geschlossener Wald, eher ein Netz aus Gehölzstrukturen, die den suburbanen Raum gliedern, Übergänge zwischen Siedlung und Freiraum betonen, Blickachsen öffnen und wichtige Offenräume rahmen sollen. Besondere Gehölzelemente wie ein alter Wald oder eine schöne Walnussallee sollen dabei hervorgehoben werden.

Den Auftakt der Waldbrücke im Osten bildet das sog. „Waldlabor Köln“, das als ein erstes Teilprojekt im Frühjahr 2010 realisiert wurde. Ziel des Waldlabors ist es, mit verschiedenen Formen von Wald zu experimentieren und so Erholungssuchenden neue Eindrücke und Informationen von und über Wald zu präsentieren (Lohrberg, Humborg 2009). Damit soll auf eine Reihe von Veränderungen reagiert werden. So wirft der Klimawandel die Frage auf, welche Baumarten künftig in Stadtwäldern gedeihen können. Auch wird der Energiewert von Holz zunehmend wichtiger und es ist zu untersuchen, wie Holzplantagen langfristig in die Stadtlandschaft integriert werden können. Nicht zuletzt ändern sich auch die Ansprüche der Stadtbewohner an den Wald. Neben den gewohnten Waldbildern ist man offen für neue Formen von Wald, für neu komponierte Bilder aus Laub und Himmel, aus Rinde und Bodenbewuchs. Das Waldlabor nimmt all diese Aspekte auf und formt eine Reihe experimenteller Räume. Eine Kurzumtriebsplantage aus Weiden und Pappeln, Paulownie und Robinie verscheidet sich mit Baumhainen, in denen neue, klimawandeltaugliche Stadtbäume getestet werden. Ein „Wandelwald“ experimentiert schließlich mit unterschiedlichen Waldbildern und

kombiniert wagemutig verschiedene Laub- und Nadelbäume wie Küstentanne und Sandbirke, Edelkastanie und Feldahorn. Das Labor wird durch einen öffentlichen Weg erschlossen, um der Bevölkerung die Vielfalt der neuen urbanen Wälder nahe bringen zu können

Auch beim Waldlabor wurde die Bevölkerung intensiv eingebunden. Unter dem Motto „Ein Wald für Köln“ wurden Firmen als Sponsoren und Bürger und Bürgerinnen als Paten für einzelne Bäume gefunden. Wer wollte, konnte seinen eigenen Baum pflanzen und mit einer Plakette versehen lassen – insgesamt eine Aktion, die das Waldlabor positiv im Bewusstsein der Bevölkerung verankerte.

Urbane Forstwirtschaft lernen

Die Beispiele haben gezeigt, dass die Forstwirtschaft immer in die Entwicklung der neuen Waldstrukturen involviert wird, selten aber deren Vorreiter ist. Gerade in Deutschland hat die Forstwirtschaft zwar einen hohen Grad an Institutionalisierung und tradiertem Wissen, der Wald in der Stadt spielt dabei aber nur untergeordnete Rolle. Keine der bundesdeutschen Hochschulen widmet sich vertieft den Fragen urbaner Forstwirtschaft, dabei wird das Bild vom Wald bzw. das Image der Forstwirtschaft doch gerade im Ballungsraum geprägt, wo die meisten Menschen Wald alltäglich erleben. Da eine gezielte Forschung und Ausbildung fehlen, verwundert es nicht, dass Förster im Ballungsraum vielfach mit ganz anderen Anforderungen konfrontiert werden, als sie erwartet haben. Nicht selten resultieren daraus Frustrationen und Abwehrhaltungen. Stadtförster müssen heute nicht allein Waldbau beherrschen, sie müssen sich auch als Ansprechpartner für verschiedenste Nutzergruppen verstehen, als Projektmanager für Stadtteilinitiativen im Wald und auch als Gestalter von Wald.

Eine solche Nutzer- und Gestaltorientierung hat im europäischen Ausland schon länger Tradition, insbesondere in Skandinavien und den Niederlanden oder in Großbritannien, wo man von „Community Forests“ oder „NeighbourWoods“ spricht (vgl. Konijnendijk et al. 2005). Die Städte fokussieren dort stärker auf die urbanen Ansprüche an den Wald, nutzen also weniger das Holz und die Ruhe des Waldes, sondern dessen soziales Potential. Wie das geht kann man bspw. im internationalen Studiengang „Urban Forestry“ erlernen, der von den Hochschulen Kopenhagen und Alnarp bei Malmö angeboten wird. In Alnarp haben die Studierenden sogar die Möglichkeit, wie im Kölner Waldlabor das Aufwachsen unterschiedlicher Waldformen zu studieren und mitzugestalten, allerdings mit dem Vorteil, dass der Wald hier schon seit mehr als einer Generation wächst und seine Raumwirkung entfaltet hat. Der Versuchswald in

Alnarp ist öffentlich, immer wieder kommen Vertreter von Kommunen um sich über die unterschiedlichen Waldbilder, deren Ästhetik und Nutzungsoptionen zu informieren. So entsteht schon früh ein Dialog zwischen der Profession Forstwirtschaft und der Stadt und damit die Möglichkeit neue gemeinsame Wege zu gehen.



Im Versuchswald in Alnarp

Resümee

Leipzig, Gelsenkirchen, Köln und andere Städte zeigen: es kommt Bewegung in das Verhältnis von Wald und Stadt. Der gute, alte Stadtwald hat bei weitem noch nicht ausgedient, aber es fügen sich neue Formen urbaner Waldnutzung hinzu. Der Wald wird bunter. Wildnis und Waldpädagogik, eine stärkere Nutzerorientierung, das Interesse an neuen Waldbildern,

schließlich der Klimawandel und die steigende Nachfrage nach Energieholz - all diese Aspekte werden den zukünftigen Wald in der Stadtregion prägen. Es ist erfreulich, dass Forstwirtschaft und Stadtverwaltungen sich zunehmend diesen Ansprüchen öffnen und ihren ordnenden Griff lockern. Vieles ist noch am Anfang, neue Standards müssen erst gefunden werden. Nur wo es die Bereitschaft zum Experiment gibt, kann sich Innovation einstellen. In Leipzig wird gemeinsam mit dem Bund erprobt und erforscht, Ruhrgebiet und Saarland suchen in Netzwerken nach neuen Wald-Wegen, Gelsenkirchen und Köln bauen Waldlabore, um neue Waldräume zu testen. Urbane Waldnutzung kann man offensichtlich nicht von oben her verordnen, man muss sie von unten her entwickeln, mit den Bürgern, mit weiteren Laboren und waldbaulichem Mut.

Literatur

- Burckhardt, Irene & Regina Dietrich, Henrike Hoffmann, Jana Leschner, Katharina Lohmann, Franziska Schoder, Andreas Schultz (2008): Urbane Wälder. In: Heft 63 der Schriftenreihe des Bundesamtes für Naturschutz, Bonn – Bad Godesberg
- Giseke, Undine & Erika Spiegel (2007): Stadtlichtungen. Irritationen, Perspektiven, Strategien. Bauwelt Fundamente 138. Basel
- Konijnendijk, C.C. et al. (2005): Urban Forests and Trees. Berlin, Heidelberg
- Lohrberg, Frank & Christiane Humborg (2009): Urbane Waldnutzung – das Waldlabor Köln. In: Garten + Landschaft. Heft 7, S. 10-12
- Lohrberg, Frank (2004): Rekultivierung 21. In: Garten + Landschaft. Heft 7
- Ministerium für Umwelt des Saarlandes (2006): Regionalpark Saar – Der Masterplan, Zwischenbilanz und Perspektiven 2012. Saarbrücken
- Nagel, Günter (2007). Stadt ist Landschaft. In: Stadtlichtungen. Irritationen, Perspektiven, Strategien. Giseke, Undine & Erika Spiegel. Bauwelt Fundamente 138. Basel
- Regionale 2010 Agentur (Hrsg.) (2007): Zukunft gemeinsam gestalten – Das Kulturlandschaftsnetzwerk der Region Köln/Bonn. Masterplan :grün Version 2